



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sammeln, unsere Kräfte nicht zersplittern, uns nicht gegenseitig reizen, sondern in Eintracht durch Arbeit und Selbstaufopferung den Feind bekämpfen. Dies ist in der That eine große Aufgabe, deren Erfüllung der größte Dienst ist, welchen wir der Menschheit und Polen zu leisten haben.

Die andern Provinzen unseres Vaterlandes müssen fleißig ihr Augenmerk auf die Vorgänge im Posen'schen, in Ost- und Westpreußen und in Oberschlesien richten und unseren Landsleuten, welche dort den Andrang der Deutschen abzuwehren haben, so viel wie möglich hülfreiche Hand leisten.

Ausdauer, Vertrauen und Eintracht in der Abwehr! — und wir werden die Deutschen dereinst zurückdrängen; ihre Fürsorge aber um uns, welche sie verwenden, wird deren Gewissen mit Vorwürfen belasten."

Unverkennbar ist es nicht Religiosität, was dem Verfasser und seinen Gefinnungsgegnossen in dem Kulturkampf den Platz anweist; in der Machstellung der römischen Hierarchie steht der Pole vor Allem den letzten Halt seiner nationalen Hoffnungen bedroht; so erklärt es sich denn auch, daß polnische Protestanten, wie Herr von Kureatowski vor dem katholischen Klerus in die Kniee sinken und den Nacken beugen!

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 5. Juli.

Nun ist auch der letzte maßgebende Factor unseres politischen Lebens, der Bundesrath, in alle Winde zerstreut und die Zeit der sauern Gurken ist mit ihrem ganzen Jammer über uns hereingebrochen. „Mit ihrem ganzen Jammer“; freilich nur über jene Beklagenswerthen, die dem aufregungs- und amusementsbedürftigen Publikum in den öffentlichen Blättern Tag für Tag etwas Neues bieten sollen. Was Wunder, daß unter solchen Umständen das Geschlecht der politischen Enten gar trefflich gedeiht? Die Friedensschmelze, welche angesichts der Fuldaer Bischofsconferenz so vielfach angestimmt oder wenigstens probirt wurde, ist deß Zeugniß. Welch ein herrlicher Zustand wäre es doch, wenn unsere Zeitungen, wenigstens die großen, in der dürrn Sommerzeit, gleichzeitig einen oder zwei Monate Ferien machten und nur das Allernothwendigste, etwa die „telegraphischen Depeschen“ und die wichtigsten Localnachrichten, auf den Markt brächten! Aber es verlohnt nicht der Mühe, diesen Gedanken weiter zu erörtern; nicht an der lieben

Concurrenz und dem unbändigen Erwerbstrieb allein, mehr noch an den Gewohnheiten des Publikums würde er unfehlbar scheitern müssen. Wohl wäre es eine schöne Aufgabe für die politische Presse, in der „stillen Jahreszeit“ ihren Raumüberfluß zu einer allseitigeren und gründlicheren Beleuchtung der vorhandenen Resultate und der zukünftigen Aufgaben der Gesetzgebung auszunutzen, als dieselbe im Drange der eigentlichen Saison möglich ist. Aber wieviel Zeitungsleser sind vorhanden, die in den Hundstagen Lust haben, sich über staatsrechtliche und volkswirtschaftliche Probleme den Kopf zu zerbrechen? Und, was das Schlimmere ist, wieviel Publicisten giebt es, die bei 28—30 Grad Réaumur im Schatten den Heroismus besäßen, sich der nichts weniger als leichten Aufgabe zu unterziehen? Ist doch ein Zeitungsschreiber so zu sagen auch ein Mensch! Und so mag denn getrost für die saison morte die Regel bleiben, daß die Journalisten heute widerrufen, was sie gestern erfunden, und übermorgen sich darüber lustig machen, daß die Erfindung nur irgendwo ernst genommen werden konnte. Der biedere Staatsbürger ist ja ohnehin gewohnt, die Zeitungen in diesen heißen Monaten mehr als je ausschließlich zu seiner Unterhaltung, und nicht zu seiner Belehrung zu lesen.

Möge indeß der Leser gestatten, daß ich für diese etwas schwermüthige Betrachtung demüthigst um Verzeihung bitte. Um so mehr als auf denjenigen Gebieten, welche die Briefe gewöhnlich berührt haben, über trostlose Einöde bisher keineswegs zu klagen ist. Nehmen wir zum Exempel das Reich der dramatischen Muse. Die königlichen Theater freilich sind längst geschlossen; aber weder auf das höhere Drama, noch selbst auf die große Oper haben wir deshalb verzichten müssen. Seit dem 1. Juni ist die Posse bei Kroll durch die ernste Musik, bei Wallner durch den Rothern verdrängt. Ein wenig seltsam allerdings muthet es uns immer an, wenn wir uns in dem weltbekannten „Etablissement“ am Königsplatz aus den duftigen Laubengängen mit den plätschernden Springbrunnen und den rauschenden Roben schwachtender Schönen plötzlich in das ernste Haus der unglücklichen Jüdin und ihres glaubensstarren Vaters Eleazar oder in Florestan's schaurige Kerkergruft versetzt sehen. Aber wenn die Hauptrollen von einer wirklich genialen Künstlerin wiedergegeben werden, dann vergißt man leicht Zeit und Ort und selbst die vielfältigen Mängel, die sich bei der Aufführung größerer Opern aus der Beschränktheit der Räume und der für die Gesamtwirkung zu Gebote stehenden Kräfte von selbst ergeben. Eine solche Künstlerin ist Fräulein Pappenheim. In ihr ist musikalische Tüchtigkeit mit einem seltenen dramatischen Talent verbunden; ihre glänzende Bühnenerscheinung und die edle Plastik ihrer Bewegungen erhöht noch die Wirkung ihres Spiels. Vor Allem ist ihr Fidelio eine Gestalt voll tiefer Empfindung und dramatischer Leben-

digkeit. Wenn es der noch jungen Dame gelingt, im Gesang einzelne Unebenheiten und Manirirtheiten abzustreifen und im Spiel die zuweilen ein wenig übersprudelnde Leidenschaft besser im Zaume zu halten, so mag ihr leicht beschieden sein, bis zum Gipfel künstlerischer Vollendung emporzusteigen. Schade nur, daß sie Berlin so rasch wieder verlassen hat.

Weit sonderbarer noch, als die große Oper bei Kroll, muß im ersten Augenblicke der Gedanke berühren, daß in den sonst so lustigen Räumen des Wallnertheaters die hehre Tragödie ihren Einzug gehalten. Und doch ist es keine Geringere, als Clara Ziegler, die seit Mitte vorigen Monats vor den Brettern Helmerding's eine zahlreiche und andächtige Gemeinde versammelt. Thut es noch noth, das Lob dieser gottbegnadeten Künstlerin zu fingen? Sie hat uns von ihren Glanzrollen bisher Medea, Iphigenie und Deborah vorgeführt, und ich denke, unter denen die sie gesehen, werden nur Wenige sein, die nicht gleich mir der Ueberzeugung wären, daß sie unter den heutigen deutschen Tragödiinnen die bedeutendste ist. Die schwere Krankheit, welche Fräulein Ziegler erst vor Kurzem überstanden, scheint eher von nützlicher, als von schädlicher Wirkung für sie gewesen zu sein. Der wunderbare Wohlklang ihrer Stimme hat nichts eingebüßt, wohl aber bewahrt sie jetzt auch in dem Augenblicke des höchsten Affects jenes schöne Ebenmaß, welches allein dem dramatischen Spiel das Wahrzeichen vollendeter Kunst ausprägt. Leider ist es aber eine bei schauspielerischen Größen immer zu oft wiederkehrende Erscheinung, daß sie die Grenzen ihrer Befähigung nicht zu erkennen vermögen. Fräulein Ziegler ist nicht allein durch ihre ganze Geistesrichtung, sondern schon durch ihre äußere Erscheinung in den Rahmen der hohen Tragödie gebannt. Aber es scheint einen dämonischen Reiz für sie zu haben, sich auch auf dem Boden des Lustspiels bewundern zu lassen. Ohne Zweifel ist sie auch dort im Stande, die Talente des gewöhnlichen Schlages zu übertreffen. Aber ihre Absicht kann doch nur sein, das Höchste zu leisten, und das ist ihr von der Natur versagt. Höchstens in Stücken wie Moreto's „Donna Diana“ darf sie auf vollen Erfolg hoffen. Auch an ihrer Donna Diana freilich hat man hier zu großen Ernst und Schwerfälligkeit der Sprache wie der Bewegung getadelt; meines Erachtens mit Unrecht. Donna Diana kann mit mehr Grazie und Humor gespielt werden; aber weder Geist noch Sprache des Stückes verbieten, daß die Darstellerin in erster Linie die Grandezza hervorkehre. — Versäumen wir übrigens bei dieser Gelegenheit nicht, dem vortrefflichen „Perin“ unsere Reverenz zu machen, den der Director des Wallnertheaters, Herr Lebrun, bei der Aufführung von „Donna Diana“ zum Besten gab.

Auf dem Gebiete der komischen Operette behauptet auch zu dieser schönen Sommerszeit das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater seinen bewährten Rang.

Die Offenbachliden und Lecocq's „Mammfell Angot“ sind neuerdings — eine recht erfreuliche Erscheinung — durch zwei Operetten in den Hintergrund gedrängt worden, die, in der Handlung harmlos lustig, sich durch eine Musik von durchweg anmuthiger Frische und Natürlichkeit, stellenweise sogar von wirklicher Schönheit auszeichnen, nämlich durch „Der Carneval in Rom“ von Johann Strauß, und „Die Pilger“ von Max Wolf (Text von R. Genée). In welchem Style das Werk des berühmten Walzercomponisten gehalten ist, bedarf kaum einer Erwähnung; bei Licht besehen, ist es eine bunte Kette melodischer Tanzweisen, die eine immer noch gefälliger, als die andere. So war es ihm leicht, den Beifall eines nicht gerade anspruchsvollen und im Voraus captivirten Publikums zu gewinnen. Auch kamen ihm in der Handlung mehrere pikante Momente, u. A. eine recht drastische Parodie auf den römischen Reliquienhandel, zu Statten. Von derartigen tendenziösen Beimischungen ist das zweitgenannte Stück allerdings vollkommen frei. Sein Titel läßt wohl Aehnliches vermuthen, aber in Wirklichkeit handelt es sich um ein zu Maskenbällen verwandtes Mönchsgewand, welches von einem jungen Manne, der in demselben eine große Summe Geldes eingenäht glaubt, drei Akte hindurch gesucht wird. Die Handlung ist voll drolliger Situationen und trotz ihrer Einfachheit niemals langweilig. Das Beste aber hat der Componist gethan. Seine Musik ähnelt vielfach dem Strauß'schen Genre, im Allgemeinen aber trägt sie einen etwas polyphoneren Charakter und in verschiedenen Piecen gewahrt man deutlich den Anflug eines höheren Styls. Die „Pilger“ sind die erste größere Composition Max Wolf's, die hier gehört wurde. Vielleicht erhebt sich der Componist in künftigen Schöpfungen ganz auf das Niveau der klassischen Spieloper.

Während in der Friedrich-Wilhelmsstadt die Wiener Operettencomponisten Triumphe feiern, wird uns im Victoriatheater die Wiener Posse, resp. das Wiener Volksstück von Nationalwienern, nämlich von den Mitgliedern des Strampfertheaters, geboten. Die Gesellschaft war von ihrem Auftreten vor zwei Jahren her hier im besten Andenken. Was sie uns aber heuer bisher Gutes geboten hat, waren eben nur wieder die alten Sachen; mit dem Neuen hat sie, trotz ihrer zum Theil ganz vorzüglichen Kräfte, kein Glück gehabt. Doch warten wir Weiteres ab!